

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1930

160 (11.6.1930) Literatur-Beilage

Literatur-Beilage

Arthur Liebert / Geist und Welt der Dialektik

1. Band: Grundlegung der Dialektik (Pantel-Verlag, Karl Metzger, Berlin, XV und 470 S.)

Arthur Liebert, der erfolgreiche Leiter der deutschen Kantgesellschaft, hat sich durch seine Werke: „Die geistige Krise der Gegenwart“ (2. Aufl. 1923), „Vom Geist der Revolution“ (2. Aufl. 1923), „August Strindberg“ (3. Aufl. 1923), „Mythos und Kultur“ vor allem dadurch hervorgetan, daß er Probleme des Augenblicks philosophisch zu deuten und zu begründen unternahm, indem er das Getriebe letzter Gegenwart unter philosophischen Blickpunkt brachte und zu analysieren suchte. Philosophische Bestimmung soll den chaotischen Zustand einer maßlos zerfallenen und zerrütteten Gegenwart durchleuchten, Philosophie soll dem modernen Menschen helfen, vom Letzten und Ewigsten her sich zu orientieren. Aber nicht mehr von der stillen Studierstube aus, wie einst Descartes, wird der moderne Denker die Welt aus den Angeln zu heben suchen, sondern er muß vertraut sein mit den letzten Erscheinungen dieses im rasenden Lauf sich überschlagenden Lebens. Kurz, er muß als Philosoph, Gelehrter und Mensch, d. h. als Zeitgenosse unserer Epoche, up to date sein. Liebert, der Atmosphäre Berlins verhaftet, bezieht ohne Zweifel jenes natürliche Fingerspitzengefühl, das den letzten Regungen des Zeitalters nachzuspüren vermag, er verfügt in erstaunlichem Maße über die philosophischen Kategorien, die ihm die Denker von Jahrtausenden darbieten, um seine Arbeit zu bewältigen, und wir kennen seine Verdanktheit, die vielleicht etwas zu weitläufig, in seinen Büchern als jener flüchtige Stil wieder auftritt, der gerade auch den nicht fachmännlich gebildeten Leser stets zu fesseln vermag. So weiß Liebert auch in seinem neuesten umfassenden Werk sehr genau, was die heutige philosophische Lage erfordert. Er philosophiert nicht aus sich, sondern aus der Zeit heraus. Seine Meisterhaftigkeit ist, diese zu meistern, nicht als Führer, sondern als gewisssamer Begleiter, dem es an den nötigen Sympathien nicht fehlt, wenn es gilt, Brücken zu schlagen. (Wer doch wüßte, wer der Führer von morgen ist? Siedet nicht alle rettungslos im Dente und damit bereit im ewigen Gestern?)

Metaphysik! Neuer Glanz strahlt heute aus von diesem alten Wort. Ist von hier aus nicht eine Wiedererhebung der Philosophie zu erhoffen, die ihr ihre klassische Gestalt von ehemals als Mittel und Hauptpunkt der geistigen Interessen neu verleiht? So ist für Liebert die Frage nach der Metaphysik keine Frage philosophischer Spezialisten, sondern sie wird geradezu zur Frage nach dem geistigen Mittelpunkt unseres heutigen Lebens. Metaphysik ist kein Lebensfremdes und Lebensfremdes Substrat. Mit Hilfe der Dialektik sucht die Metaphysik die Paradoxie des Lebens in aller ihrer Bewegtheit soweit widerspiegeln, als einer theoretischen, also vom Leben doch immer in irgend einer Weise abgezogenen Betrachtung überhaupt vergönnt ist. So verbindet Liebert rationalistische Betrachtungsweise (Ausgangspunkt vom neuplatonischen Standpunkt her, über dessen Einzelheiten er hinauszuweisen sucht) mit der Lehre Bergsons, und aus dieser ersten Synthese ist ein erster Standpunkt gewonnen. Der Begriff der metaphysischen Wahrheit ist auf das engste mit demjenigen der Lebenswirklichkeit, die nur intuitiv zu erfassen ist, verbunden, oder, erkenntnistheoretisch ausgedrückt: „Verbindung des Rationalismus und Mystik gehören zum Wesen der Metaphysik. Ehe Liebert aber seine eigene Metaphysik entwickelt, was in diesem 1. Band höchstens indirekt geschieht, muß er, seiner kritischen Grundeinstellung gemäß, erst die Voraussetzungen und das Wesen, die Grund- und Aufbauformen, sowie die Haupttypen der Metaphysik erörtern und ihre Autonomie aus sich selbst heraus begründen. Liebert möchte über die einzelnen Metaphysiken hinaus (s. V. Hegel, dessen Dialektik scharf abgelehnt wird) seine kritische Grundlegung der Metaphysik zu dem Versuch eines „Systems der Metaphysik“ erweitern, ein Unternehmen von ungeheurer Kühnheit, über dessen Gelingen erst nach Erscheinen des 2. Bandes geurteilt werden kann. Der Begriff, mit dem Liebert seine Metaphysik erarbeitet, ist der Begriff der Dialektik. Die Dialektik scheint ihm die Verwirklichung der schöpferischen Tätigkeit des Geistes selber, weil der Logos sein Schaffen in die Form der Dialektik gießt, so daß metaphysisches Denken und dialektisches Denken ein und dasselbe sind.

Warum aber dann die beiden Begriffe auseinanderhalten und in Korrelat zueinander legen? Der Begriff der Dialektik ist in so vieler Bedeutung gebraucht, bald weit, bald wieder eng, bald in dieser, bald in jener Fassung, daß eine eindeutige Bestimmung des Begriffes aus den Ausführungen kaum klar zu erfassen ist. Jedenfalls genügt Liebert der harmonistische und humanistische Typus der Dialektik (Plato, Kant, vor allem Hegel) mit seinen glättenden und versöhnenden Tendenzen nicht; eine der Wirklichkeit gerecht werdende Dialektik muß kritischen, ja tragischen Charakter tragen. Unserer gegenwärtigen Geisteslage entspricht nicht mehr Optimismus, auch nicht lähmender Pessimismus, sondern „Tragismus“, d. h. heroische Seelenhaltung, die Mut zum Wagnis besitzt. In einem sozusagen „tragischen Harmoniegedanken“ sollen Idealismus und Realismus, Eklektizismus und Relativismus überwinden und der Gegensatz von Rationalismus und Irrationalismus aufgehoben werden. So soll der „Dialektizismus“, die gemeinsam übergreifende Voraussetzung für alle Mannigfaltigkeiten des Denkens bedeuten. Was sind die letzten Punkte, zu denen Lieberts dialektische Metaphysik oder metaphysische Dialektik hinführt? Einerseits ein doch nur psychologisch zu fun-

dierendes Phänomen: das Urphänomen der metaphysischen Lebensangst, andererseits eine letzte logische Antinomie: wie ist die Dialektik der Selbsterkenntnis der Dialektik möglich? Diese Frage nach dem Grund des Grundes führt hin zur schöpferischen Freiheit des Geistes, womit die Idee der Freiheit und der Dialektik in die Sphäre des Mythos tauchen. Eine letzte logische Deduktion der Dialektik aus der Freiheit ist aber nicht mehr möglich. Hier sind wir an der Grenze des Unerforschlichen. Im „Freiheitsmythos“ verliert sich das Gegenständliche in die Uebergegenständlichkeit, Ewigkeit, wofür wir nur noch Symbolmerkmale besitzen. Gerade diese letzte Unlösbarkeit des Problems wird von Liebert immer wieder betont, wie es eine der sympathischsten Seiten des Werkes ist, die Bedeutung der Probleme der Lösung gegenüber ins richtige Licht zu setzen.

„Erasmus und Sebastian“ / Ein Gespräch

Als 6. Rot- und Schwarzdruck ist kürzlich ein ganz kleines Büchlein erschienen (Verlag Simon, Bremen, Gröningstr. 24), das aus nur wenigen Seiten ein „Gespräch“ enthält, ein imaginäres Gespräch, wie es zwischen Erasmus von Rotterdam und Sebastian Brand von Donauwörth etwa 1535 in Basel hätte führen könnten stattgefunden haben. 1923 entstanden, rühmt sich der anonyme Verfasser dieses Gesprächs, daß mit ihm und seiner inneren Methode vorgegriffen sei jenen nun und jetzt modernen biographischen Darstellungen, darin nicht allzu beschränkt von Historie und doch dem weichen, sich die Effizienz des Gewesenen zu Nutz und Frommen der Gegenwart in überwiegend künstlerischer Darstellung anbiete.

Wer das 16. Jahrhundert und die deutsche Geistesgeschichte darin kennt, wird den Sinn und Willen dieses „Gesprächs“ bald ahnen; die Bezüge zur Gegenwart von 1923, liegen ja nahe. Beide Male Zeitwende, beide Male Unsicherheit aller Lebensbezüge, Schwanken und Inflation aller Wege, nicht nur der Zahlungsmittel, sondern jener Spannung, die sonst des Daseins Sinn und Freude ausmacht. Nun überspannt, überantritt, von Gemütslosen benützt, von Jögern voller Sorge abgelehnt... und dazwischen nun jene beiden als Gesprächspartner, die nicht auf der Arena landen, sondern im Publikum. Man mag Erasmus von Rotterdam nehmen, wie man will, er bleibt beständig melancholisch, auch wenn Dillthey ihn einmal den „Voltaire des 16. Jahrhunderts“ genannt hat, was sicherlich verfehlt ist. Erasmus ist in diesem Gespräch der müde, alte Mann, der dem Tode nahe steht und ihn schon kommen sieht; er hat genug. Er gehört zur Generation der Älteren, ja, der Ältesten; er wurde bedacht, er meinte, man könne große Ernte halten, aber die Zeitalter haben Ernte nicht zu; man lebe schnell, beinahe so schnell, wie die Druereien arbeiteten. Sebastian Brand aber ist 35 Jahre alt, auch ein vom Tode Gezeichnet, doch merkt das außer ihm noch keiner. Mit müden Augen blickt er heimlich in die Irzgänge seiner Epoche, ein Verlorenener, sympathisch, reizbar, ausbrechend, irrend, und doch voller Hilfsbereitschaft; nur die Bindung an eine Menschen- und Mächtegruppe ist ihm unmöglich, er steht über allen Parteien zu einer Zeit, da sich parteimäßig die Lager schieden; Katholiken, Lutheraner, Zwinglianer, Täuflicher; Aufsteiger und Absteiger, alle Stände des Wissens voll, und nur er, ein wirklicher „Sebastian“, steht inmitten all dieser Strömungen, beschaulich und ergriffen, aber leidvoll und melancholisch aus Erfahrung, nicht aus seelischer Veranlagung her.

Thomas Manns neue Novelle / Mario und der Zauberer

Thomas Manns neue, oft angeforderte, dritte Mal wohl auch vorgelesene Novelle „Mario und der Zauberer“ ist jetzt im S. Fischer Verlag Berlin erschienen. Ein „Tragisches Erlebnis“ nennt Mann diesen Bericht im Unterhalt, fast hätte er wieder sagen können, ein offenes Erlebnis, wenn dieser Titel nicht schon unter jenen Werken vorgegeben wäre, vielleicht auch „Der Tod am Tyrrenischen Meer“. Man freut sich, der reifen Kunst seiner früheren Dichtungen wieder zu begegnen. Wie im „Zauberberg“, wie im „Tod von Venedig“ schwingt hier die Atmosphäre einer Landschaft als Stimmung von Schicksalen, Abenteuern und Untergehungen auf. Dieser hochsommer im Torre di Venere, der kleinen Sommerfrische in Italien, schafft eine Glutstimmung, die irgenbann einmal die drückende Wirklichkeit ins Phantastische, wenn man will: ins Magische, ins Zauberverste, ins Okkulte ausbrechen läßt: Mann also schildert ein solches Erlebnis der Erlösung, der Entrückung von Bedrücktheit. Was geschieht? Ein Gaukler tritt auf in irgendeinem Saalbau und der Dichter kommt, schaut zu, beobachtet, protokolliert; ein Gaukler, wie man ihn zunächst von mancher italienischen Reise zu kennen vermeint; ein Tauschenpieler; ein Heßbeier, ein Necken- und Zahlenakrobat, Gedächtnisturner, der sich nun im Laufe dieses Abends zum Hypnotiseur entpuppt. Es dauert scheinbar lange, bis der Hypnotiseur den Zauberer ablöst. Mann schildert das mit unerhörter Reife, stilistisch in höchster Weise beherrschter Gabe des Berichtes. Er nimmt nicht Stellung, er läßt sich auch nicht überrennen, und doch fühlt man langsam spielendes Interesse in suggestiv packendes, ja höchst faszinierendes Beteiligtem übergehen. Auf knapp zwei Dutzend Seiten also erstreckt die gesamte Existenz eines Vadeköpflings, wir werden um die intime Kenntnis einiger Menschen

Von diesen Grundgedanken aus nimmt nun Liebert zu allen möglichen den modernen Menschen bewegenden Fragen Stellung. So wird z. B. das Problem Geist und Technik gestreift und in der Maschine realisierter Geist, realisierte Idee gesehen. Auch die Maschine hat eine Seele, sie ist geradezu „Fleisch und Blut gewordene Dialektik“. Liebert will das moderne Leben bejahen. Vielsach wirken die Exzurre als Abwehrungen, es fehlt der Darstellung öfters an der nötigen Konzentration. Aber gerade die verschwenderisch ausgestreute Fülle der Ideen wird auch einen über den Bereich von Fachphilosophen hinausgehenden, an Deutschlands geistigem Aufbau interessierten Kreis von Menschen zur Lektüre des Buches hinführen. Denn hier wird trotz des Umfangs des Werkes Philosophie in einer für jeden Gebildeten verständlichen Form vorgelesen, S. Kintel.

Das Gespräch, welches das kleine Büchlein enthält, weiß dies alles sehr wohl, und zieht auch Folgerungen daraus; „aber dies alles ist nur, das von außen an uns kommt, und nicht das Innerste, sondern es ist vielmehr, daß das Wort sich uns verdreht hat und seinen Sinn verloren, und wir nun verstoßen sind, und verloren in der Welt, und haben keine Brüder mehr, uns zu verstehen“. Das kann Sebastian Brand sehr wohl gefast haben; es ist die Grundstimmung, aus der heraus er meist arbeitete. Dem steht Erasmus gegenüber, weise bis zur Hilflosigkeit und zum Tode müde. Als Sebastian Brand von Gottes Unrast in uns spricht, da kann er nur erwidern: „es hat uns seit langem bewegt, daß das Wort Gottes habe keine Kraft mehr auf Erden, wessen man uns Schuld gegeben hat, und ist auch unter Herz davon sehr in Unruhe gekommen, daß ich wünschte, manches nicht gesagt zu haben, das früher war“.

So stehen die beiden Männer beieinander, und nehmen jenen unsäglichen schweren, wortlosen Abschied voneinander, über dem schon die Ahne des ewigen Morgenrottes weht (um mit Eichendorff zu reden); sie wissen beide, daß alles Mühen in ihrem Sinne ein Paradox ist, sie wissen beide, daß die Welt ihren Trug haben will und daß sie in allem ihr ewiges Widerspiel hat und daran mehr oder weniger ahnungslos und hilflos zugrunde geht. Bei aller Verschiedenheit des Lebensganges, des Willens, des Erfolges darin, bei allem Trennenden und Unüberbrückbaren stehen sie beieinander und halten jenen Schlußdialog, der immer wieder in der Weltliteratur von den Dichtern beliebt ist, sei es nun am Ende von Heinrich Manns „Madame Tenebris“, sei es am Ende von Gobineaus „Renaissance“ zwischen Michelangelo und Vittoria Colonna, oder sei es in Shakespeares „Sturm“ zwischen Prospero und Ariel.

Das Gespräch: Erasmus und Sebastian stammt unverkennbar aus den Nöten vor und um 1923 und ist für sie ein überaus charakteristisches Dokument. Aber etwas anderes ist, daß seine innere Geltung zeitlos ist. Überall steht ein Erasmus und ein Sebastian Brand am Ende von Zwischensätzen da, und jedesmal sprechen Alter und Mannesstum miteinander, nicht mehr feindlich, längst nicht mehr in Opposition, sondern zusammenfassend, etwas traurig, sehr melancholisch und voller Sympathie mit dem herangekehrten Tode, so wie ihn Holbein zu gleicher Zeit an die Menschen und Stände auch von außen herantreten läßt. Der Veltreer hört es an und vernimmt mit leisem Kächeln und unruhig zur Tröstung das so sehr französische Wort: „... daß ich selbst ruhlos fahre durch alle Lande, der Kühlung süchtig, und sage doch das Feuer immer mehr an, mich zu verwüsten“.

Dr. Adolf von Grolman.

Aus verschiedenen Gebieten

Nathan Nash: Der 22. August. Roman. (Möbius-Verlag, Berlin.)

Neuerlich ein Roman, in Wirklichkeit Beitrag zur amerikanischen Soziologie. Soziologie des kleinen Angestellten, des Kleinbürgers, wie wir ökonomisch nicht ganz richtig sagen können. Dienendes Anhängsel der Bourgeoisie, selbst zwischen den Klassen schwankend. Es wird ein Ausschnitt gegeben aus dem Leben des Angestellten Jim Cowan. Von Geschäftsschluß bis zum Abenjammer nach der verbummelten Nacht. Art der Schilderung die naturalistische Skizzenhaftigkeit, wie wir sie aus Döblins „Alexanderplatz“ kennen, Untergrundbahn, Seim, Hochbahn, Straße, Kino, Alkoholbar, Frühstückstube; das ist der Rahmen, in dem sich die Sache abspielt. Die Gedanken sind: Gehalt, der Ehe, die Karriere (bis zur Phantasie des Reisenden im Schlafwagen), Sinnlichkeit in ausgiebiger und kleinbürgerlicher Weise. Weiter gar nichts. Doch, die und da die Neigung zu einem eigenartigen Anarchismus, Neigung, einen „Willen“ zu überfallen, niederzuschlagen. Alles, versteht sich natürlich, nur in Gedanken möglichst greifbar ausgemalt; es kommt zu keiner Tat. Es sind in Wirklichkeit die unterdrückten Machtkomplexe eines völlig machtlosen, kleinen Angestellten; mit diesem Anarchismus in Gedanken erreicht er sein „politisches“ und seelisches Gleichgewicht. Alles in allem: kraftlose Aufzählung der völligen Sinnlosigkeit eines solchen Lebens: Verdienen — in einem Beruf, der nicht befriedigt — um leben zu können, was man so leben nennt, besaufen, Wädeln usw. Seelischer und moralischer Kuli, der zwischen den Klassen pendelt, das „andere Amerika“, wenn man so will. Da ist nur noch eine Kleinigkeit, die man nicht außer Acht lassen darf: die Handlung spielt in der Nacht vom 22. auf 23. August. In derselben Nacht wurden Sacco und Vanzetti hingerichtet. Bekanntlich hat sich die ganze Welt: intellektuelle aller Völker, Deutsche, Franzosen, Engländer, haben sich Leute, auf deren Urteil man im allgemeinen etwas gibt, bemüht, diesen offenbarsten Justizmord zu verhindern mit Petitionen, Telegrammen, Reden, Aufrufen, Zeitungsartikeln. Es hat nichts genützt. Nach der Hinrichtung hat man die Fenster Scheiben verschiedener amerikanischer Postämter im Ausland eingeworfen, in Amerika selbst geschah kaum etwas. Da waren die Millionen Jim Cowans, denen das alles gleichgültig war. Zeitungsnotizen verfolgen diesen kleinen, sich amüüsierenden Angestellten, plötzlich taucht irgendwo in der Untergrundbahn wieder die Schlagseite auf: „Sacco und Vanzetti werden hingerichtet!“ Er stuft: „Was geht mich schließlich diese Volksschweini an, sie haben ja Bomben geworfen. Und wenn sie unschuldig sind? Im Krieg sind sie massenweise unschuldig gestorben, da ist zum Beispiel mein Vetter.“ Und schon ist das Gewissen beruhigt. Was waren Sacco und Vanzetti: „Sie waren Schlagseiten.“ (Seite 292.) Ein Ereignis wie jedes andere, um die Zeitung zu füllen. Die Jim Cowans haben alle nicht den Allgemeinfall, den typischen Fall in diesem Justizverbrechen gesehen. Es war ja nicht ihr Interesse, es hatte ja mit ihrer Karriere nichts zu tun. Jim und seine Millionen Kollegen, das sind die verimpften, durch die kleinen Vergünstigungen beäugelten und gleichgültig gemachten Kulis, jene „Unmoralischen“ im Sinne der Gesellschaft, jene, die nur sich selbst sein wollen. Sie schwanken zwischen den Klassen. „Versucht eine Art zu finden, an die Leute heranzukommen!“ (Seite 280.) Daß in einer gleichen Periode dieses Buch und Döblins „Alexanderplatz“ erschienen, ist nicht ohne typische Bedeutung. W. J.

Heinrich Fißlinger: Ich liebe die Dinge, die blau sind. Gedichte. (Heimatverlag Gernsbach.)

Was ich in den letzten Jahren an neueren Dichtungen gelesen habe, hat mich nicht so in ihren Bann gezogen, wie gerade diese Gedichte Fißlingers, von denen Elfriede Knevels und Richard Gompf in Heidelberg und Hermann Krieger und Wilh. Jung in Karlsruhe einige vertont haben. Fißlinger gibt uns Proben einer ganz persönlichen, ganz vertieften Weltanschauung, die aus dem Urgrund schöpft und die dunklen Gefühle des Unbewußten kennt. Ganz ungewöhnliche Worte dringen an unser Ohr, Verse von ehernem, wichtigem Klang und zugleich von lieblichstem, zartem Gehalt. Bald wahren wir uns auf dem festen Boden einer lebendigen, wirklichen Welt, bald aber fassen wir uns in das ferne, weite Reich der Seele und der Träume von nie gesehenen Dingen hinweggehoben. Fißlinger ist eine künstlerische Persönlichkeit von unbeschränkter, einfacher Art, er ist ein Führer, ein Offenbarer neuer Formen und höherer Welten. Er steht aber fest auf seinem Boden. Ich möchte jedem Freunde guter Dichtung das Büchlein in die Hände drücken.

Eugen Singer.

Reise-Führer. Mit den ersten Lieberlegungen, wo und wie man seine teuer verdienten Ferientage verleben möchte, kommen auch die Reise-Führer auf den Büchermarkt. Heute leuchtet der bekannte Spezialverlag Grieben (Berlin) den Blick auf den Süden. In neuen, verbesserten und auf den gegenwärtigen Stand ergänzten handlichen Reisebüchern liegen „Italien bis Sizilien“, die „Riviera“ (Italienische und französische Küste von Pisa bis Marseille), „Dalmatien“ (und die wichtigsten Teile von Slowenien, Kroatien, Montenegro, Bosnien und die Herzegowina), ferner die Führer „Genfer See und Chamoni“, „Die drei oberitalienischen Seen“ (Lago Maggiore, Luganer und Comer See) und „Mailand“, endlich „Meran und Umgebung“ vor. Sämtliche Führer, nach einem einheitlichen, übersichtlichen und erprobten Plan aufgestellt und durchgeführt, sind mit zahlreichen Karten, Grundrissen, Stadtplänen, Straßenverzeichnissen und dergleichen versehen. Die Preise erfragen man bei seiner Buchhandlung.

